

2. Interview – 29. August 2007

Inhalt:

Nochmals Eltern als Pfarrer

Antialkoholismus

Herkunft aus Brütten

Neues Leben in Flawil

Flawiler Situation

Ferien in Glarus, Ausflüge als Kind

Frühes Skizzieren, Skilager

Frage der Berufsfindung

Beginn der Ausbildung in Basel

Frage der Moderne und der Bedeutung des Zugangs zur Gestaltung

Erzählst Du mir noch ein wenig über Deine Mutter?

Ich kann gar nicht so viel sagen, und ich weiss auch gar nicht, ob wir uns da weiter aufhalten können, weil wir nachher noch ziemlich vorankommen müssen.

Du musst Dir keine Gedanken machen. Wenn es Dir nichts ausmacht, können wir da gern weiter machen.

Ich glaube, dass wir gar nicht mehr bei der Mutter einhaken müssen. Sonst müsste ich da noch einiges zusammensuchen.

Aber vielleicht einfach noch kurz...

Höchstens noch mit zwei, drei Sätzen zu meiner Abstammung. Die ist ja vielleicht deshalb ein bisschen lustig, weil mein Familienname – Trüb – ein Zürcher Geschlecht, der Vorname aber glarnerisch ist. Dies rührt von einer lustigen Überkreuzung. Meine Mutter ist eine gebürtige Glarnerin, wuchs aber im Gebiet Zürich auf. Bei meinem Vater ist das Gegenteil der Fall. Er ist ein Zürcher aus einem alten ländlichen Bauerngeschlecht und wuchs im Glarnerland auf. Deshalb habe ich von beiden den halben Anteil mit Fridolin und Trüb. Die Überkreuzung Glarnerland Zürichgebiet ist noch lustig, und zwar gerade umgekehrt. Die Eltern stammten vom einen beziehungsweise anderen, wuchsen aber am gegenteiligen Ort auf.

Aber könntest Du doch noch etwas über die Eltern erzählen, im Sinn ihres Charakters.

Eher kaum. Das kann ich nicht fassen.

Aber waren sie hilfsbereit?

Ja, ja. Zumindest war es so, dass Vater von einem Dörflein im Zürichgebiet – Brütten oberhalb Winterthur – ganz frisch in die sehr grosse Gemeinde Flawil mit bäuerlicher und Arbeiterbevölkerung herkam. Dies war schon eine Herausforderung, wie man sagt, absolut. Ihr musste man sich stellen. Man male sich aus – im Dörfchen Brütten hatte es ein paar Konfirmanden. In Flawil waren es pro Jahr etwa 80. Da musste er sich einarbeiten. Er kam 1924 nach Flawil. Das führte dazu, dass das Bedürfnis vorhanden war, sich in der ganzen Gemeinde umzuschauen und im breiten Sinn mit den Gemeindemitgliedern Kontakt herzustellen. Deshalb nahm er uns fast jedes Wochenende irgendwo hin mit. Mein Bruder kam gerade in die erste Klasse, als wir nach Flawil herzogen. Bei mir dauerte das noch kurze Zeit. Wenn der Lehrer meines Bruder etwa sagte, morgen Nachmittag gehen wir dort und dort hin, ihr wisst wo es ist, und die anderen sagten, sie hätten keine Ahnung darüber, sagte mein Bruder, er kenne den Ort schon. Das wiederholte sich ein paar Mal, worauf der Lehrer meinte: „Ihr seid schon 'glatti Hagle'. Jetzt wohnt ihr schon sieben, acht Jahre in Flawil, und der ist gerade hergezogen. Er kennt ja alles besser.“ Eben weil ihn der Vater immer mitnahm, um die Gemeinde und die Familien überall kennenzulernen. Darauf war Vater begierig. Er wollte Bescheid wissen, in welchem Bereich er da tätig war. Und er nahm uns mit.

Nahm er auch in Dorfvereinen teil?

Das nicht. Aber er gelangte von Amts wegen in Behörden, etwa in den Schulrat, wo der katholische und der reformierte Pfarrer automatisch Einsitz hatten. Die Mutter machte dann schon ein bisschen im Dorf mit – dieses und das andere im sozialen Bereich. In zwei gemeinnützigen Vereinen wurde sie dann rasch tätig. Man brauchte sie dafür. Sie wurde darauf ziemlich rasch Präsidentin, soweit ich mich erinnere.

Du bist also in Brütten zur Welt gekommen. Hast Du keine Erinnerung mehr daran?

Doch, schon noch, wobei ein wenig schwierig auseinander zu halten ist, was die Erinnerungen waren und was sich mit den ersten Besuchen verband, die man danach bald wieder machte. Wir waren dort eine Zeit lang in einer Familie in den Ferien. Ich sehe noch, wie man bei einem Bauern beim Essen war und dann aufs Feld hinausging. Aber eben, die Erinnerungen verfestigten sich vielleicht einfach durch die Besuche. Wir blieben jedenfalls mit dem Dorf verbunden. Heute ist dies aber nicht mehr der Fall.

Wie war's für Dich, als Du nach Flawil kamst?

Ich war etwa fünf. Wir kamen in eine neue Umgebung rein. Das fiel auch in die Schulzeit.

Gefiel es Dir, war es eine grosse Umstellung? Hattet ihr beispielsweise ein grösseres Pfarrhaus?

Wir fanden das durchaus interessant, dort zu einem grösseren Umfeld zu gehören. Wir wohnten ja ein bisschen am Dorfrand beim Bahnübergang, nicht bei der Kirche, sondern dort, wo heute die Unterführung ist und wo sich damals noch die Barriere mit dem Bahnwärterhaus ennet der Geleise befand. Sie waren unsere direktesten Nachbarn auf der anderen Seite der Eisenbahn.

Dort liegt eine Villa...

Ja, sie hat heute die Firma Habis übernommen.

War das ein sozialer Aufstieg?

Es war eine grosse, völlige Umstellung. Von einem kleinen, reinen Bauerndorf mit ebenfalls grossem Pfarrhaus – einem Riegelhaus – gelangten wir nach Flawil mit einer gemischten bäuerlichen und Arbeiterbevölkerung. Sogar die Nachbarn, die direkt neben den Geleisen wohnten, hatten noch einen Stikkeller. Es war ein frühes Erlebnis, dass jemand stickte. Auf der der anderen Seite lag damals noch eine Wirtschaft. Sie wurden dann aber ziemlich bald aufgehoben. Aber ich glaube, diese Dinge führen ein wenig zu weit. Das interessiert Dich halt als Flawiler.

Kleine Leute sind auch in Flawil klein, nicht nur in Brütten. Aber in Flawil gab es ja auch grosse Leute, die Fabrikanten. Sie erbauten ja die grosse Kirche. Gab es da Pressuren, auf Deinen Vater, weil er ja eher progressiv war? Könnte das sein? Das erzählt man ja vielleicht nicht gerade am Mittagstisch. War er den Fabrikanten auch verantwortlich?

Ja, ja. Man kann natürlich sagen, in den Behörden, zu denen er dazugehörte, der Vorsteherschaft der Kirchgemeinde und der Schulbehörde, sassen schon die verschiedenen Vertreter ein. Das ist ganz klar. Im Dorf selber bestand ein ordentlicher Anteil der Bevölkerung aus Arbeitern. Heute hat sich die Struktur verändert. In der Färberei Hubatka und bei Habisreutlinger – er war einfach der grosse Betrieb – arbeiteten so und so viele Leute. Die Villa lag lustigerweise direkt hinter uns, dem Pfarrhaus.

Aber glaubst Du, er war da insgesamt akzeptiert?

Ja, ja.

Aber er war eigentlich Pfarrer einer grossen, wichtigen Gemeinde.

Die Verhältnisse änderten hernach relativ rasch. Wahrscheinlich wurde schon bei seiner Wahl gesagt, dass die Absicht bestand, eine zweite Pfarrstelle zu bilden. Immerhin war eine Gemeinde mit 80 Konfirmanden aussergewöhnlich. Nach einigen Jahren wurde ein Vikariat geschaffen. Der Pfarrer, der

es betreute, hiess Roduner. Danach wurde die Gemeinde aufgeteilt. Mit der Zeit wurden die Jahrgänge kleiner. Es war überhaupt nicht mehr mit der Zeit zu Beginn zu vergleichen.

War Dein Vater ehrgeizig – oder war er, ebenso wie Deine Mutter – auch sehr fleissig? Das wäre ja ein Charakterzug von Dir. Du bist ja auch immer und unermüdlich dran.

Der Vater war unermüdlich tätig. Ich habe es nie hinterfragt. Aber mir war nie ganz klar, wie er das alles machen konnte.

Sicher mit einer Topunterstützung der Mutter.

Sicher, aber natürlich...

Aber auch mit eigenem persönlichen Einsatz. Hat bis spät am Abend noch das Licht gebrannt?

Ja, ja. Dazu kamen auch noch alle Sitzungen. Daneben reichte es auch noch für ein kleines Hobby – die Geschichte der Gemeinde. Wie er eigentlich die Zeit dafür zusammenkratzte, weiss ich nicht. Denn in Abständen ging er wieder rasch nach St.Gallen in die Bibliothek, um Dokumente zu holen, und schrieb ein kleine Publikationen nach der anderen.

Die müssten noch irgendwo sein.

Die sind vorhanden. Er hiess Paul. Später war es denn der jüngere Sekundarschullehrer Jakob Leutwyler, der nach und nach die Dorfgeschichte schrieb. Aber er kam sofort auf meinen Vater zu. Als mein Vater sah, dass da einer interessiert war, spannten sie rasch zusammen und betrieben die Kleinforschung gemeinsam. Nach und nach kümmerte sich mein Vater auch um die Geschichte der Kirchgemeinde und forschte danach im Kirchenarchiv. Wie er das alles schaffte, weiss ich nicht. Es war wohl einfach sein Interesse. Die Verankerung am Ort war ihm wichtig.

Den Umgang mit Information und Dokumenten – es ist ja im wesentlichen auch eine journalistische oder Öffentlichkeitsarbeit, die Du machst –, sie hast Du offenbar nicht gestohlen.

Nein, die habe ich eindeutig vom Vater.

Nur noch eine kleine Geschichte – Du hast vorhin nebenbei erwähnt, dass es in Flawil sehr viele Wirtshäuser gab. War in der Zeit Alkohol ein Problem? Und stand die Tätigkeit Deiner Eltern manchmal auch in Verbindung mit sozialem Engagement?

Ja. Um es so zu sagen. Mein Vater war, schon als er in die Gemeinde kam, abstinent und behielt das eindeutig bei – und sein Kollege, Pfarrer Roduner, nachher gleich auch noch. Dieser führte sogar einen Blaukreuzverein und wurde später schweizerischer Zentralpräsident der Organisation. Ich weiss nur noch, dass damals auch noch, wie man es nannte, der Trinkfürsorger in der Gemeinde mit dabei war. Er hiess Singer. Dazu kamen ein paar Leute, die ebenfalls im Blauen Kreuz tätig waren. Sie spannten immer wieder mit dem Pfarrer zusammen betreffend Leuten, die Schwierigkeiten hatten. Dies kam eindeutig vor.

Das gibt es heute immer noch, ist aber möglicherweise ein bisschen mehr „unter dem Deckel“. War Alkoholismus damals im grösseren Mass ein Problem?

Das kann ich nicht sagen.

Aber die Abstinenzbewegung – wir sagten die Friedensbewegung war damals relevanter und weniger marginal als heute. Und die Antialkoholbewegung, war die auch stärker als heute?

Sie war zu jener Zeit relativ stark und ging seitdem stark zurück, wobei offenbar – wenn wir jetzt gerade schon dabei sind – das Problem heute nicht minder ist. Es nimmt heute offenbar einfach andere Formen an.

Ja, das Thema Jugendalkoholismus zum Beispiel. Noch etwas, die Abstinenz übertrug sich auch auf Dich. Wie viel Mal hast Du Alkohol getrunken?

Ja, ja. Sozusagen nicht. Ich bin abstinent aufgewachsen und bin es praktisch geblieben.

Es gibt das Abendmahl in der Kirche. Gab's denn da Traubensaft und keinen Wein? Oder bei Deinem Vater und Pfarrer Roduner Traubensaft, an anderen Orten Wein?

Ja. Das wurde damals gerade eingeführt. Möglicherweise waren dies der Vater und der Kollege gewesen. Das wüsste ich jetzt nicht sicher.

Hansueli habe ich auch als abstinent in Erinnerung.

Ja, ja.

Bei der Aktionsgruppe zur Rettung von Neuchlen-Anschwilen, bei der ich ihn kennenlernte, tranken immer alle nach der Sitzung noch ein Bier, Hansueli, glaube ich, nie.

Ja, ja.

Kannst Du noch etwas aus der Schulzeit berichten. Gingst Du gern zur Schule? Oder warst Du kritisch? Wurdest Du als Pfarrerssohn besonders anerkannt, oder ging man damit eher bescheiden um?

Ich kann nicht mal antworten, ob für die anderen der Pfarrerssohn etwas Besonderes war. Ich meine, nicht.

Muss man das nicht überbewerten?

Nein, nein.

Und Dein Verhältnis zur Schule. Gingst Du gern zur Schule? Warst Du wissbegierig, oder ergab sich die Wissbegierde schon von zu Hause?

Ja, wir hatten in der fünften und sechsten Klasse mindestens einen Lehrer, der uns wahnsinnig intensiv im weiteren Sinn Heimatkunde vermittelt. Dort hatten wir Glück. Sein Pensum stellte die Heimatkunde beziehungsweise Geografie des eigenen Kantons dar. Er stammte aus dem Oberland, war ein Walenstädter. Er brachte uns damals so viel bei. Die Details, die ich übers Oberland weiss, kenne ich praktisch noch aus dem Schulunterricht dieses Lehrers. Als ich später im Oberland, im Sarganserland, weilte, stützte ich mich völlig darauf ab, was wir da erhielten.

Interessierte Dich die Schule im allgemeinen?

Normal, ja.

Dann besuchtest Du die Sekundarschule in Flawil.

Ja, im Feld.

Und dann?

Dann besuchte ich Kantonsschule in St.Gallen, mit der Bahn, etwas, das man sich heute nicht mehr vorstellen kann. Wir nahmen täglich um 6 Uhr 30 den Zug nach St.Gallen.

Die Fahrt dauerte noch länger als heute, aber nicht sehr viel?

Nicht viel. Aber man musste am Morgen raus, frühstücken, auf den Bahnhof gehen... Wir waren immer ziemlich zu früh in der Schule und hockten dann jeweils vorher dort. Die frühesten, die dort waren, waren immer die Auswärtigen, weil die mit der Bahn hergelangten. Die St.Galler tauchten immer im letzten Moment auf.

Bedeutete die Kantonsschule auch einen Kostenpunkt? Etwa mit der Bahn hinfahren zu können? War das damals noch so, dass es sich nicht alle leisten konnten?

Ich kann nicht abschätzen, ob in der Gemeinde andere für die Kantonsschule in Frage kamen, die es sich nicht leisten konnten. Ich glaube aber, wenn jemand das Gefühl hatte, weitermachen zu können, waren die Sekundarschullehrer schon besorgt, dass die in die Kantonsschule kamen. Die Mädchen gingen in den Talhof. Es waren ein paar, die die Schule im Talhof besuchten, und pro Jahrgang ein paar wenige, die in die Kanti gingen. Ein paar Jahrgänge zusammen ergaben dann eine kleine Gruppe.

St.Gallen wurde Dir ja wichtig. Du warst hernach das Leben lang dort. Du bist ja später als Lehrer dorthin wiedergekehrt.

Es war eindeutig, dass ich die Stadt in den vier Kantonsschuljahren recht intensiv kennen lernte, obwohl man ja nur für die Schulzeit da war. Das hängt natürlich mit dem allgemeinen Interesse zusammen. Wenn ich durch die Altstadt ging, interessierte mich dies vielleicht fast mehr, als wenn einer immer dort war. Dann war es für mich natürlich schon lustig, das ich nach so und so vielen Jahren wieder zurück nach St.Gallen kam. Ich wurde ja dann zuerst Zeichnungslehrer im „Bürgli“-Schulhaus. Dort gab es für Musik und Zeichnen Fachlehrer. Sonst führten immer ein Mathematiker und ein Sprachler zusammen eine Klasse. Daneben gab es noch Zeichnen und Musik extra. In der Kanti war es so, dass mich noch der gleiche Lehrer, der mir als jungem „Bössli“ Geschichte erteilt hatte, als ich nach sozusagen nach Jahrzehnten wieder kam, in die Schule einführte. Ich hatte ihn als Schüler gehabt, und er war damals schon und später immer noch Rektor und begrüßte mich in dieser Eigenschaft als Lehrerkollege, als ich wieder kam.

Aber an der Kanti war Dein Zeichnungslehrer Wagner.

Ja.

Aber gefiel Dir St.Gallen? Gingst Du jeweils in den Freistunden absichtlich spazieren. Die Stadt war ja der grösste Fleck in der Gegend. Wenn Du in Brütten gewesen wärst, wärst Du wohl nach Winterthur oder nach Zürich gekommen. So war es St.Gallen.

Ja, ja.

Zu jener Zeit kanntest Du Flawil und St.Gallen?

Während der Schulzeit konnte ich mich nicht gross in St.Gallen „umtun“. Die Umgebung der Stadt erschloss ich weitgehend zu verschiedenen Zeiten per Wanderung und Velotour. Man hatte während der Schulzeit nicht viel zu tun. Es fehlte mehr an den Gelegenheiten. Es war aber so, dass es mir schon zusagte. Ich hatte in dem Sinn gute Erinnerungen, wieder hierher zurück zu kommen. Und dann war es ja auch ein bisschen parallel. Lisbeth kam vom oberen Thurgau, von Amriswil, und kannte St.Gallen und das Appenzellerland im Grossen und Ganzen ein bisschen über die Eltern. Auch von daher war es keine solche Sache, im Gegenteil. Sie war ja nur ein Jahr mit mir zusammen in Basel gewesen, in dem wir bereits verheiratet waren. Sie fand auch dort, dass sie längstens nicht den gleichen Anschluss wie ich hätte, der natürlich viele Leute und die Umgebung kannte. Doch ich führte sie dann in Kürze ein wenig in die Umgebung von Basel, in Land und Leute, ein.

Betreffend St.Gallen fragte ich eigentlich, ob Dir die Stadt gefiel. Sie wurde ja die Stadt, in der Du Dich schliesslich die meiste Zeit Deines Lebens aufhieltest.

Ich war zehn Jahre in Basel. Es ist so eine reichhaltige Umgebung und so ein reichhaltiger Eindruck, dass St.Gallen daneben natürlich recht kleinstädtisch wirkt. Da überlegte ich mir schon einige Male, dass ich natürlich wahnsinnig viel Kulturumgebung von Basel zugunsten eines recht bescheidenen Umfelds in St.Gallen aufgeben. Andererseits sagte ich mir, dass sich in St.Gallen das kulturelle Leben überschauen lässt. In Basel hatte ich an vielem nicht teilgenommen. In St.Gallen war das Angebot gerade so gross, dass ich einen kompletten Überblick erhielt. Dies war ein bisschen der Ausgleich für das viele, das ich in Basel verloren hatte. Im Vergleich zu Basel mit den ganzen Kunstmuseen war St.Gallen nachher eine relativ bescheidene Angelegenheit, aber eben gerade überblickbar. In Basel hatte man auslesen müssen.

Gab es während der Kantonsschulzeit Freizeit. Fanden die Velotouren schon damals statt? Heute malst Du ja, wenn Du hinausgehst. Gab es so etwas damals schon?

Schon seit der Primarschulzeit und auch später hatte ich einfach immer einen Skizzenblock dabei. Ich gehe nicht mit einem Rucksack fort, ohne dass ein Zeichnungsblock drin wäre.

War das etwas, was andere auch machten – oder etwas Seltenes? Es gibt ja manchmal auch Moden?

Nein, nein. Das war weitgehend meine Eigenheit.

Hast Du noch alle Bände?

Ja, die sind noch weitgehend vorhanden. Später, mindestens seit ich in St.Gallen bin, skizzierte ich dauernd, auf allen Wanderungen, auf allen Reisen. In den Skilagern begann ich auch intensiv im Schnee zu malen. In der Kantonschule konnte ich von Anfang an in den Skilagern mitmachen. Dies war auch als gewöhnlicher Skifahrer möglich. Nach dem ersten Mal wurde ich immer wieder gefragt. Ich ging sehr gern und nahm danach Jahre lang teil. Dabei hatte ich einen Trick. Ich war jeweils zwei Mal am gleichen Ort. Hatte ich dann zwei Blöcke voll gemalt, konnte ich mit einem Kollegen wechseln und war dort wieder zwei Winter, kam in eine andere Gegend und malte dort wieder zwei Blöcke voll. Am Schluss hatte ich einen ganzen Posten Aquarelle aus den Skigebieten des Bündnerlands. Im Skilager machte ich am Schlussabend jeweils noch ein kleine Ausstellung. Ich wurde dann in der Regel gefragt, wann haben Sie das gemalt? Meine Antwort war stets: „Dann, wenn Sie Znüni gegessen haben.“ Die hatten „gehaberet“. Ich malte. Sie merkten es kaum. Dabei hockte ich gleich nebenan. Die Ausstellungen vollzogen sich im kleinen Rahmen. Vielleicht erkundigten sie sich auch, was ich heute wieder gemalt hatte. Aber es war eben „glatt“, dass ich das voll ausnutzen konnte.

Wieso hast Du das gemacht, wie kam das?

Einfach. Wahrscheinlich begann ich auch ungefähr in dieser Zeit, im Winter draussen zu malen.

Du maltest auch im Sommer... aber im Winter speziell?

Ja.

Dann, wenn es die anderen nicht mehr tun, wenn's kalte Finger gibt?

Eben. Wir machten in der Kantonsschule natürlich auch im Sommer Exkursionen. Auch da malte ich nach Möglichkeit, aber spezieller eben im Winter. Das faszinierte mich mehr. Abgesehen davon – das ist natürlich mein Trick – hast Du im Schnee sofort ein Bild gemalt, wenn Du draussen hockst. Mit einer Hütte, einem Felsen und ein paar Schülern, die auch noch dort sitzen, sowie dem Weiss hast Du sofort ein Bild zusammen. In einer Schneelandschaft kann man aussparen. Die Hälfte muss man gar nicht malen. Mehr als die Hälfte bleibt ausgespart. Meine Bilder kommen daher mit wenig Aufwand zustande.

Abgesehen davon kannst Du noch mit Eiskristallen arbeiten. Das erzähltest Du mir einmal. Gefielen die Bilder den Leuten? Machtest Du es auch, weil es Dich zufrieden stellt, oder malst Du insbesondere gern Natur und Landschaft.

Ich tat es nur für mich. Ich konnte nicht in einer Landschaft sein, ohne sie einzufangen. Das blieb mir.

Natur und Landschaft, ist dies, neben dem ganz Vielen, das wir hier einfangen, etwas, das Dir wichtig ist?

Ja, ja.

Was kanntest Du von der Welt in dieser Zeit, in der Kantonsschulzeit? Weil der Vater so viel arbeitete, ging man wohl kaum in die Ferien – oder wart ihr, beispielsweise, mal in Italien?

Wir fuhren schon relativ früh als Familie in die Ferien, und zwar war das ein Glücksfall. In der Gemeinde Matt im Sernftal im Glarnerland gibt es ein Maiensäss namens Weissensberg, wo für unsere Familien die Gelegenheit bestand, Ferien zu verbringen. Das ist noch etwas Lustiges: Mein Vater und meine Mutter haben je einen Bruder beziehungsweise ein Schwester, die wieder ein Ehepaar bildeten, und zwar auch Pfarrerehepaar. Sie lebten und wirkten im Glarnerland. Für einen Kurs benötigten sie einmal ein Aufenthaltshaus, und so machten sie mit dem Pfarrer von Matt ab, dass

ihnen der und der Bauer sein Haus zur Verfügung stellen konnte. Dann aber fand der Kurs nicht statt, und so sagten sie, sie gingen selber – ob wir nicht mitkommen könnten. Es sollten noch mehr Leute kommen, um das auszunützen, ob nicht unsere Familie auch käme. Dort verbrachten wir über Jahre hinweg unvergessliche Ferien zusammen. Manchmal hatte es ein paar Kinder mehr aus der einen Familie. Sie waren sechs, wir fünf. Es war immer eine Handvoll Kinder dabei, und die Eltern wechselten sich zum Teil ab. Die beiden Pfarrer hatten nur zeitweise frei und waren nur teils dort, entweder der eine oder der andere, und das war für uns jahrelang die Kinderwelt, von der alle immer noch reden. Man schrieb Ferienhäuserberichte, verfertigte Alben, so dass sich jetzt die Frau meines Bruders furchtbare Sorge macht, wohin sie die denn alle einmal hingeben soll. Man müsste in der Tat einmal die Gemeinde dort fragen, ob sie eine Bibliothek oder ein Archiv haben.

Ihr wart ja zu Hause eine grosse Familie, und ein Pfarrhaus ist ja sowieso ziemlich durchlässig. Dazu das Zusammentreffen in den Ferien. Du warst von Klein auf gewöhnt, in sozialen Zusammenhängen und wenig einzelgängerisch zu leben, in einer Form, in der man Tisch, den Raum teilt.

Ja, ja. Das war bei uns ziemlich selbstverständlich.

Kanntest Du auch Basel nicht, bevor dort hin gingst – und ins Ausland ging man auch selten?

Überhaupt nicht. Als wir im Verlauf der Zeit Velo zu fahren begann, machte mein Vater mit uns einzelne Fahrradtouren, zum Beispiel einmal in die Jugendherberge in Rorschacherberg und am anderen Tag nach Friedrichshafen. Das war ein Auslandsausflug – mit dem Velo und dem Schiff, das schon. Bregenz lernte ich erst viel später kennen. Aber das ist vielleicht die einzige Auslandsfahrt, die wir in Kinderzeiten unternahmen.

Aber wurde Dir später das Reisen wichtig, oder hieltest Du Dich viel im regionalen Raum auf?

Du musst Dir vorstellen, dass nachher die Kriegszeit kam. Da ging man überhaupt nicht fort. Die ersten Auslandsreisen führten von Basel aus ins Elsass und in den Schwarzwald. Das war das einzige während des Studiums. Später ging man natürlich gelegentlich mal aus einem Grund mit dem Velo nach Vorarlberg oder ins Liechtensteinische. So begann das eigentlich erst mit dem Kriegsende, dass man überhaupt ins Ausland gelangen konnte.

Folgt dann Italien, Frankreich oder auch einmal Spanien?

Ja, für mich kam dann gleich die Zivildienstzeit.

Gut, das Reisen behandeln wir dann in Zusammenhang mit dem Zivildienst. Ich hatte in der Kantonsschule Mühe – wie war das bei Dir?

Ich war höchstens kein sehr guter Schüler. Ich hatte mit Griechisch Mühe – aus einem zweiten Grund. Der Griechischlehrer war ein früher Bekannter meines Vaters von der Kantonsschule Schaffhausen und erwartete vom Pfarrersbublein, dass er an der Klassenspitze liege. Er ärgerte sich über mich und mich über ihn. Bis zur Matura holte ich das nicht auf.

Verlief Dein Leben bis 20 recht glatt, ohne grosse Ecken und Kanten?

Ja, ja.

In der Kantonsschulzeit beginnt man sich auch mal nach Freundinnen umzuschauen. War das bei Dir kein Thema?

Nein.

Unterdrückt oder kein Thema?

Kein oder noch kein Thema.

Aber im Unterschied zu den anderen? Heute sagt man ja, die Gesellschaft sei so sexualisiert.

Das war bei uns schon anders – bei allen ein bisschen anders.

So wie's heute bei allen anders ist, war's auch damals bei allen anders – einfach kein Thema. Noch eine kleine Frage. Du lobtest letzte Woche doch Wagner eigentlich ziemlich. Hattest Du noch andere Berufe in Aussicht und geprüft?

Für mich kamen in Frage Grafiker sowie Architekt; und die Option Pfarrer war noch so ein bisschen offen geblieben. Da sagte ich mir aber, dass ich den seelsorgerischen Bereich des Berufs nicht möchte.

Da kriegtest Du von zu Hause mit, was das alles braucht.

Hin und wieder fragte mich noch jemand, ob ich nicht Archivar oder Bibliothekar oder so etwas werden möchte. Das liege mir doch, oder Historiker, etwas in diesem Bereich, weil das ein bisschen mein Interessengebiet war. Bei Grafiker und Architekten sagte ich ab einem bestimmten Moment, dass ich das Kommerzielle daran nicht wollen würde. Vom Künstlerisch-Handwerklichen her hätte es mich sehr interessiert.

Aber Du warst kein Puritaner, der nur die reine Kunst wollte?

Nein, nein.

Am Zeichnungslehrer gefiel Dir jedoch, die Freude der anderen zu wecken, das Bilden.

Ich würde so sagen, das Kunsthistorische und dann wieder das Kunstpädagogische, das Weitergebenkönnen. Ich sagte hin und wieder, ich sehe mich am ehesten als Kunstvermittler. Erstens einmal kannst Du die Schüler nicht zu Künstlern machen. Du kannst auch nicht verlangen, dass sie künstlerischer werden und eine Sechsermatura machen. Aber die Freude am Gestalten, aber auch am Gestalteten, in der Kunst, in der Natur, Kultur, Architektur, beim Wohnen, Bauen und so weiter, das Interesse am Gestalteten und dabei zugleich selber gestaltend sein, das war's eigentlich.

Für diese Haltung, die Vermittlungstätigkeit, das Weitergeben – können wir das nochmals nageln, war da Wagner wichtig, als Vorbild, dem Du nachstrebtest?

Ja.

Hast Du denn Wagner auch Freude gemacht? Immerhin hattest Du doch im Skilager gemalt und kleine Ausstellungen gemacht. So etwas macht doch einem Zeichnungslehrer Freude. Oder war er da nicht mehr dabei?

Er und ich pflegten keine Beziehung.

Die Wahl Wagners als Vorbild, das lief still für Dich?

Das kam mehr so im Lauf der Berufsüberlegungen. Ich fand einfach, das sei eine Tätigkeit, bei der sich die Beschäftigung mit der vorhandenen Kunst sowie selber im künstlerischen Bereich aktiv zu sein, verbinden lasse.

Wagner erfuhr später nicht, wie wichtig er für Dich wurde?

Überhaupt nicht, er starb früh. Er konnte das gar nicht erfahren. Sonst wäre ich dem bald einmal auf die Bude gestiegen. Wir hatten damals noch einen Nachfolger, nicht wegen Wagners Tod, einfach wegen eines Jahrgangswechsels. Wir hatten noch Unterricht beim „Peking“, dem Egli. Er war das pure Gegenteil von Wagner, einer mit Künstlerallüren, der das auch zeigte. Er war überhaupt kein Zeichnungslehrer. Er unterrichtete Zeichnen, weil er gewählt worden war. Er hatte als Künstler in Ostasien geweilt und war gar Kriegsberichterstatte der Armee gewesen. Seine Mutter dachte, ihr Sohn müsse doch von etwas leben, als einmal eine Stelle frei war. Er meinte, ja dann meldest Du mich halt an. Man sagte ihm im allgemeinen „Peking“ wegen seiner Vergangenheit. Alle alten Leute, mit denen ich auf ihn zu sprechen komme, erzählen heute diese Geschichte. Er musste die Schüler unterhalten, weil er nicht vermitteln konnte. Das war tatsächlich so. Dafür besuchte er mit uns dann die ersten Kunstsammlungen, weil er zur Kunst eine Beziehung hatte. Vielleicht ohne die fundierte Bildbetrachtung zu fördern, führte er uns einfach irgendwie in die Sammlung ein.

Dann machtest Du die Matura. Gibt's dazu noch etwas zu sagen? Seid ihr denn wenigstens auf Maturareise gegangen?

Da brach gerade der Krieg aus.

Du legtest also im September 1939 die Matura ab?

Wir planten eine Reise in die Provence. Zwei, drei aus der Klasse hatten das vorgeschlagen. Ich hatte kaum eine Beziehung dazu, kaum eine Ahnung.

Aber das tönte magisch?

Ja, ja. Aber dann fiel es flach. Anstelle der Maturareise gingen wir für einen Tag an die Landesausstellung in Zürich. Wir fuhren auf dem Schifflibach. Das war die Attraktion der Landesausstellung.

In der Provence hättet ihr euch öffnen können. Die Landesausstellung stand ja unter dem Motto, sich zu verschliessen, der Landesverteidigung.

Stärker als die Landesverteidigung war vielleicht die Pflege des Heimatlichen und des Heimatsinns – dies in der Bedeutung, wir haben doch eine glückliche, schöne Heimat hier. Sie ist es Wert, verteidigt zu werden. Das war eigentlich der Gedankengang. Mir gefiel es an der Ausstellung. Ich fand die verschiedensten gestalterischen Aspekte toll. Ich sehe noch vieles intensiv vor mir.

Ich war ja 1964 nicht dabei, aber 2002. Bei der Expo 02 war ja auch der formale Auftritt wichtig. Wie man so etwas formal macht, mit den modernsten gestalterischen Mitteln, war dies schon 1939 so?

Ja, da wirkten die damals wichtigsten Leute mit, Hans Erni etwa, der ja noch lebt und nächstens 100-jährig wird. Man holte ja jetzt das Wandbild wieder hervor und restaurierte es, weil man sagt, dies leitete eine ganz neue Gestaltungsepoche ein. Damals schätzte man es nicht als revolutionär ein. Das war später eindeutig stärker der Fall. Dann sagte man, es sei ein ganz gewaltiges Werk.

War nicht damals auch Max Frisch involviert.

An der Landi nicht. Aber er hätte wohl schon mitgewirkt, denn es bestanden seit den 1930-er Jahren in Zürich bereits seine frühen Bauten.

Links und rechts der Landesausstellung standen Häuser von ihm?

So kann man es wahrscheinlich nicht sagen. Eins seiner Gebäude war bekannt, das Schwimmbad Letzigrund. Es war damals *das* Werk.

Ein wichtiges gestalterisches Mittel ist die Typografie. Ich erinnere mich an die typografische Gestaltung der Expo 02. Sie kann veraltet sein oder ganz modern und viel zum Ausdruck bringen. Hattest Du ein Flair für Typografie?

Ja, durchaus. Hans Wagner wies ebenso auf gute Grafik wie auf die Buchdruckkunst hin. Es war nur eines seiner Nebengebiete. Und doch führte er jeweils etwas vor, er konnte schwärmen, wie sauber ein Buch gemacht sei. Für viele war ein Buch ein Buch, doch die's merkten, sahen, dass er das Auge dafür hatte.

Das wurde alles bei Dir geweckt?

Ja, ja.

Verfolgtest Du auch die Baukunst immer weiter?

Ja, stark, später auch bei Auslandsreisen und bis heute. Ich besuchte Ausstellungen und betrachtete Bauten. Meine Zeichnungssujets waren oft Landschaften und Städte. Ich malte oft baulich Gestaltetes in dem Städten.

Menschen sind in Deinen Bildern eher weniger zu finden.

Wenig, ja eher wenig.

Dein Einsatz für den Menschen liegt mehr in der Friedensbewegung?

Der bedeutet eine menschlich tätige Seite. Beim anderen handelt es sich mehr um die reflektive Tätigkeit.

Nicht wahr, den Künstlern ist die Form einfach wichtig.

Es verbindet sich dort ganz stark. Beispielsweise im Expressionismus kommt der Mensch wesentlich stärker zum Ausdruck als im allgemeinen im Impressionismus. Es hängt auch davon ab, was Einzelne herausholten, etwa van Gogh, bei dem Menschliche eine ausgesprochen starke Rolle spielte. Die sozialen Aspekte in der Kunstgeschichte beschäftigten mich immer ganz stark.

Vielleicht ein kleiner Exkurs. Man hat immer das Gefühl, in der Zeit, in der man lebe, befinde man sich auf dem Höhepunkt, in der Moderne. Aber Dein Leben deckte einen grossen, den grössten Teil des letzten Jahrhunderts ab. Können wir das so verhandeln, dass auf der Ebene der Friedensbewegung, der Geschichte und sozialen Ideen ganz viel lief – Beispiele sind der Zivildienst, die neu begründete Friedensbewegung –, auf der anderen Seite ganz wichtige Epochen stattfanden, der Erste und der Zweite Weltkrieg, der Holocaust und später der Kalte Krieg. Wäre es zulässig zu sagen, dass Du eigentlich jahrzehntelang – es drückt sich über beide Deiner Tätigkeiten aus, den Einsatz für die Friedenspolitik und die Kunstvermittlung –, Zeuge ganz vieler Entwicklungen und damit auch Zeuge von ganz viel „Moderne“ warst? Heute stellen sich die Menschen darunter unter anderem vielleicht schnellere Computer vor. Aber gerade hinsichtlich Bauten, denken wir an Le Corbusier, aber auch punkto Friedensbewegung und soziale Ideen war doch Deine Zeit die Moderne, in der viel passierte, in einem klassischeren Sinn. Was hältst Du von diesem Gedanken?

Es ist vielleicht ein bisschen schwierig zu sagen, das 20. Jahrhundert habe mit seinem Verlauf einen wesentlichen Umbruch bedeutet – kulturell, künstlerisch parallel zu den kompletten politischen Katastrophen. Man empfindet die Zeit, die man selber miterlebt, vielleicht einfach allgemein und vielleicht immer als die aktuellere, weil man sie halt direkt miterlebt, während man das Vorhergegangene aus den Quellen übernahm. Das 20. Jahrhundert – sagen wir ab dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere mit dem Kalten Krieg danach – habe ich selber miterlebt und kann es deshalb auch mit einem Haufen eigener Geschichten belegen. Das sind ja dann die 20 Geschichten, die ich je mit einem persönlichen Erlebnis einführen kann und die dann in den geschichtlichen Teil hineinkommen. Deine Frage war ja eigentlich, wie viel dies Teil einer gesamten Entwicklung ist.

Ich komme nochmals auf die Frage der Vorbilder zurück. Für die Politik und die Kunst nanntest Du letztes Mal Vorbilder. Bei der Politik waren es mehr als bei der Kunst. Wir sagten auch, dass noch einer dritter Teil der Familie, Beziehung und Liebe besteht. Gab es da auch Vorbilder – und woher kamen sie? Woher rührten die Vorbilder für den Familienteil in Deinem Leben. Sieht Du das am ehesten bei Deinen Eltern? War da Deine Mutter schliesslich doch noch sehr wichtig – oder die Beziehung Deiner Eltern?

So wie ich meine Eltern erlebte, so hat man nachher, ohne sich gross Gedanken zu machen, in einer neuen Familie durchaus in einer verwandten Art gelebt. Dies verband sich dann wohl noch mit dem Familienerlebnis von Lisbeth. Es hätte ja sein können, dass das ganz verschiedene Kulturen gewesen wären, so dass etwas ganz anderes daraus entstanden wäre. Aber wir fanden uns ganz stark in einer Art, in der wir gar nicht diskutieren mussten, wo sich auf ganz natürliche, selbstverständliche Art ein Zusammenleben ergab.

Nun könnten wir ein bisschen zur Chronologie zurückkehren. Bis zur Zeit der Matura, als ihr nicht in die Provence reisen konntet, habe ich keine Fragen mehr. In der Kriegszeit warst Du im verschlossenen und doch offenen Basel. Die Grenzen waren ja geschlossen, aber kulturell war's doch offen?

Das ist interessant. Eigentlich befand man sich ja in Basel am äussersten Grenzrand. Ich fragte mich hin und wieder, was Basel als Grenzstadt damals in der Kriegszeit für eine Position einnahm. Das war

für mich gar nicht so einsichtig. Ich nahm Basel ein paar Jahre lang intensiv als Kulturstadt auf. Nebst dem Schulalltag und dem, was es sonst noch zu tun gab, ging ich sozusagen jeden Sonntag mit irgendwelchen Kollegen in den Jura hinauf wandern. Ich kenne die Juragegend von Basel aus recht gut. An Sonntagen hielten wir uns also fast immer im Baselbiet und Berner Jura auf. Kulturell kriegte ich recht viel mit, in der Ausbildung vor allem durch den Leiter der Kunstgeschichte, Georg Schmitt. Die Lehrer waren lustigerweise meistens Künstler, die an die Gewerbeschule geholt worden waren. Sie erteilten keinen pädagogisch ausgerichteten Unterricht. Es war einfach eine Schulung, und zwar eigentlich eine recht harte Schule, so dass ich mich immer noch wundere, dass das damals möglich war, weil es sich nachher wohl bald lockerte und modernisierte, wie ich glaube. Ich hatte allerdings danach kaum mehr Einblick. Der Ausbildungsgang bestand zum einen in der kunstgewerblichen Abteilung. Die Kunstgewerbeschule legte man an der allgemeinen Gewerbeschule Basel ab. Dort gab es einen Zeichnungslehrekurs. Er wurde einfach geführt, pro Jahrgang waren es so ein halbes Dutzend Leute. Wir waren etwa sechs, drei Bündner und drei Basler. Die meisten kamen nach danach in Basel unter oder gingen wieder in die Gegend zurück, aus der sie herkamen, wie in meinem Fall.

Kannst Du mir nochmals sagen, wie der Entscheid für Basel zustande gekommen war?

An der Kantonsschule hatten wir eine ganz gemütliche Hauswartfrau, die oft mit den Schülern schwatzte. Sie fragte mich einmal in einem Gespräch, ob ich schon wisse, was ich machen wolle. Ich sagte, mich würde Zeichnungslehrer interessieren. Wagner habe mir gefallen, aber der andere, „Peking“, habe gesagt, um Zeichnungslehrer zu werden, müsse man eine Akademie besuchen. Ich hatte ihn einmal nach einer Ausbildungsmöglichkeit für Zeichnungslehrer gefragt. Seine Antwort war gewesen, nein, davon wisse er nichts. Darauf fragte die Hauswartfrau, ob ich denn wisse, dass Eugen Kunz – einer meiner Mitschüler – zur Ausbildung nach Basel gegangen sei. Da dachte ich, ich müsse sofort den fragen. Ich kannte ihn kaum, traf ihn dann aber einmal, und er erzählte, das sei „saugut“ in Basel, „komm doch auch“. Man hat gar nicht lang gefragt, ob es noch andere Möglichkeiten gäbe, etwa in Bern, Luzern oder Zürich. Zürich wäre eigentlich das Naheliegendste gewesen, bot aber ausgerechnet keinen eigentlichen Ausbildungsgang für Zeichnungslehrer. Die stellten nach alter Tradition begabte Künstler und nicht pädagogisch ausgebildete Zeichnungslehrer ein. Daher hinkte Zürich lang hinterher. In Basel und Bern bestanden eigentliche Fachausbildungen. Zürich hatte einen komischen Lehrgang. Später mussten sich die Zürcher anpassen. Dann war mein Vater offenbar ohne grosse Einwände einverstanden. Ich bin mir nicht mehr ganz sicher, ob wir einmal miteinander in Basel waren und noch bei der Schulleitung vorsprachen. Ich sehe das nicht mehr ganz.

Eine Aufnahmeprüfung musste man nicht machen? Heute muss man ja eine Mappe schicken.

Es gab keine Prüfung, nein. Es war auf jeden Fall höchst bescheiden. Ich weiss nicht einmal mehr, ob wir ein paar Sächeli vorlegen mussten.

Wie war denn die Unterkunft? Warst Du immer unter der Woche dort und am Wochenende gingst Du heim?

Nein, nein. Da ging man einmal pro Quartal heim, weil dann Ferienunterbruch war. Ich glaube schon, dass dies aus finanziellen Gründen so war. Man sagte, man gebe nicht auch noch dafür Geld aus, dass man für ein Wochenende heim fährt. Unten hatte man einfach ein Zimmer. In der ersten Zeit war das bei einer ganz fernen Verwandten, später in der Altstadt. Die Vermieterin dort war eine ehemalige St.Gallerin. Sie fand es noch lustig, dass da ein St.Galler kam. Geessen hat man im benachbarten Restaurant.

War das teuer?

Nein, nein, eben eigentlich nicht.

War das damals im Vergleich weniger teuer als heute?

Das weiss ich nicht. Wir lebten einfach. Meist war man in einem der alkoholfreien Restaurants, wo man wusste, da gibt's ein anständiges Essen, das nicht teuer ist. Teils war man dann wieder mit anderen ehemaligen Kantonsschülern zusammen. Man lernte auch dort wieder neue Leute kennen. Ich ging lang mit einem zusammen in den Jura. Ihn sowie auch andere hatte ich auch dort kennen gelernt.

Material musstest Du auch noch kaufen – oder bekam man das von der Schule?

Nein, nein, das besorgte man selber. Aber das lag im Rahmen. Man hatte gar nicht die Möglichkeit, sich irgendwelche künstlerische Ausrüstungen zu leisten. Ich verfügte auch nicht über den Raum, etwa ein Atelier. Man absolvierte einfach erstaunlich brav und bescheiden die vier Jahre. Deshalb konnte man später auch sagen, eine solche Fachausbildung sei gleichwertig, wie wenn einer an einer Universität einen Mittelschullehrerabschluss gemacht habe. Die Matura oder ein Lehrerpatent waren ja auch bei uns die Voraussetzung.

Erhieltest Du in Basel auch eine pädagogische Ausbildung?

Dies setzte im Verlauf der Ausbildung, im dritten Jahr, ein. Es war eine ein wenig eigenartige Ausbildung am Kantonalen Lehrerseminar in Basel. Dort kamen wir – zusammen mit den Musikern, die sonst am Konservatorium unterrichtet wurden, in einen pädagogischen Kurs.

Du hast eine klare und chronologische Liste von Geschichten zusammengestellt. Welche müssten wir noch besprechen, bis wir ungefähr in Basel wären? Wollen wir, fürs nächste Mal, noch festlegen, welche Geschichten Du bis zu den Jahren aufgelistet hast, in denen Du in Basel lebst?

Zum einem war dies – nach der Erzählung über gewisse Leitfiguren wie Henri Dunant und Albert Schweitzer – die Geschichte der 1930-er Jahren, in denen ich zum ersten Mal vom Zivildienst gehört hatte. Diese Geschichte hatte den Titel „Orientexpress und Friedensarmee“. Die dritte Geschichte heisst „Einer Malerpazifistin auf der Spur“ und beschreibt meinen Umgang und auch spätere Mitwirkung betreffend die Arbeit von Hedwig Scherrer und die Ausstellung von 1934. Dann folgt „Anpassung und Widerstand“, womit ich einen vorhandenen Titel entlehne, um die Nazi- und Kriegszeit darzustellen. Das Hauptthema dort stellt die Situation von Karl Barth dar, der am energischsten gegen Deutschland Position genommen hat. Gleichzeitig war er ein Hauptkritiker des Bundesrats und dessen schwächerer Politik. Die fünfte Geschichte betrifft engagierte Personen, sie, die mich bei Kriegsende in die Friedensarbeit hineinzogen. Ich würde hier gerne zwei Frauen und drei Männer erwähnen, die für mich besonders wichtig waren. Die drei Männer sind Pierre Ceresole, Leonhard Ragaz und Rodolfo Olgiate. Bei den Frauen handelt es sich um Hélène Monastier und Elisabeth Rotten. Und dann folgt „Mein reichstes Jahr“, das mir zwei Geschenke brachte, den SCI und meine Frau, und zwar in Verbindung miteinander. Das waren nicht zwei unterschiedliche Dinge. Es geschah beides in Zusammenhang mit dem Auslandseinsatz 1946 sowie einem ganz kleinen Auftakt bereits 1945. Dies wäre dann bereits nach der Basler Zeit, umfasst jedoch im wesentlichen meine sechs Themen bis Kriegsende.

Dann schlage ich vor, dass wir damit das nächste Mal einsteigen. Den Grundstein haben wir nun gelegt durch das, was wir heute diskutierten. Die von Dir festgelegte Reihenfolge ist gut, wenn auch sicher wieder unweigerlich Folgefragen entstehen.

Interview 29. August 2007; Transkription 17. August 2009; Korrektur 27. September 2010